

Unterrichtsmaterial 35

Das Buch – Chika, die Hündin im Ghetto



Chika, die Hündin im Ghetto

Batsheva Dagan

Übersetzung
aus dem Hebräischen
von Nurit Bareli

Es geschah in einer Stadt in Polen zur Zeit des Krieges.

Die Deutschen, die Nazis waren, zwangen die Juden, in einem abgesonderten Stadtteil zu leben. Er wurde „Ghetto“ genannt, und die Bewohner durften ihn nicht verlassen. Im Ghetto lebte Mikasch mit seinen Eltern in einer kleinen Wohnung. „Mikasch“ ist ein polnischer Name, „Michael“ in Deutsch oder Hebräisch.



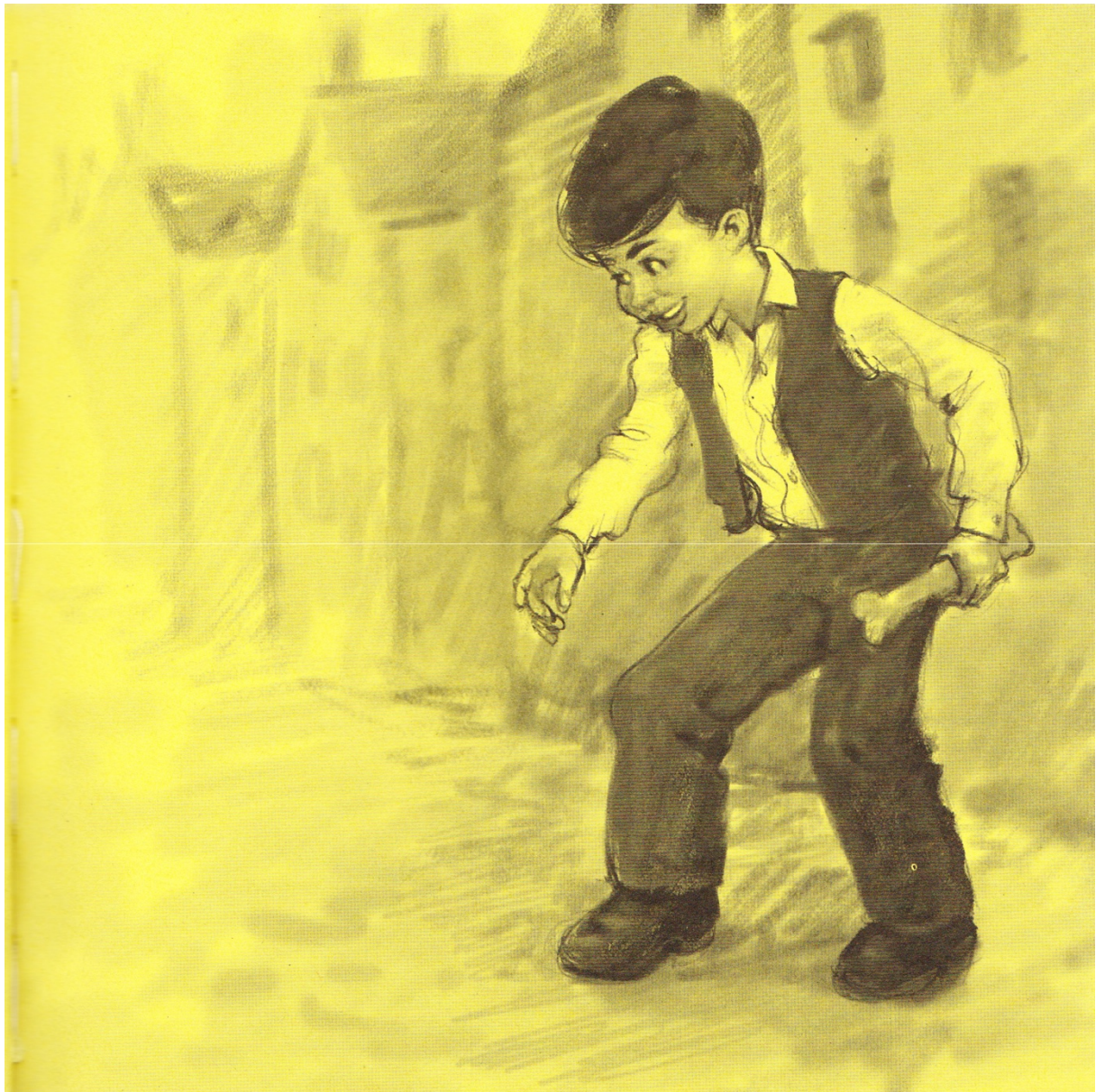
Mikasch war fünf Jahre alt. Er war klein, schlank, und hatte ein rundes Gesicht mit großen, blauen Augen.

Mikasch liebte alle Tiere, doch am meisten liebte er Hunde.

Er hatte eine kleine Hündin. Sie hieß „Chika“. Chika hatte lockiges, braunes Fell, und ihre langen Schlappohren baumelten beim Gehen lustig um ihr Gesicht. Jeden Morgen kam Chika im Laufschrift zu Mikasch ans Bett und bellte fröhlich: „Woof woof, woof woof!“

Mikasch liebte es, Chikas weiches, glänzendes Fell zu streicheln und sie zu umarmen. Er warf ihr einen Gummiknochen zu und spielte mit ihr. Er lehrte sie sogar, Post aus dem Briefkasten zu bringen.





Eines Morgens klopfte es laut und heftig an der Wohnungstür.

„Wer ist da?“ fragte die Mutter.

Sie erhielt keine Antwort. Stattdessen wurde das Klopfen noch lauter und heftiger. Erschrocken öffnete die Mutter die Tür. Da stand ein deutscher Soldat, ein Nazi, und sagte befehlend: „Alle Hunde müssen bis morgen drei Uhr auf den Platz vor der Polizeistation gebracht werden.“ Ohne weitere Erklärung schlug er die Tür zu.

Die Nazis wollten nicht, dass Juden Hunde hielten, die ihre Wohnungen bewachten.





Mikasch bracht in Tränen aus: „Nein, nein“, rief er schluchzend, „ich werde ihnen Chika nicht geben!“

Es dauerte lange, bis er sich beruhigte und zu weinen aufhörte. Er begann zu überlegen. „Vielleicht verstecke ich Chika im Schrank? Aber Nein, das geht nicht. Sie wird nicht genug Luft bekommen. Vielleicht in der Wäschetruhe? Nein, nein, auch da wird sie ersticken. Außerdem wird man ihr Gebell aus jedem Versteck hören.“

Es gab keine Möglichkeit, Chika zu behalten. Wenn Chika blieb, waren sie alle in Gefahr. Wer die Befehle der Nazis nicht befolgte, wurde bestraft.

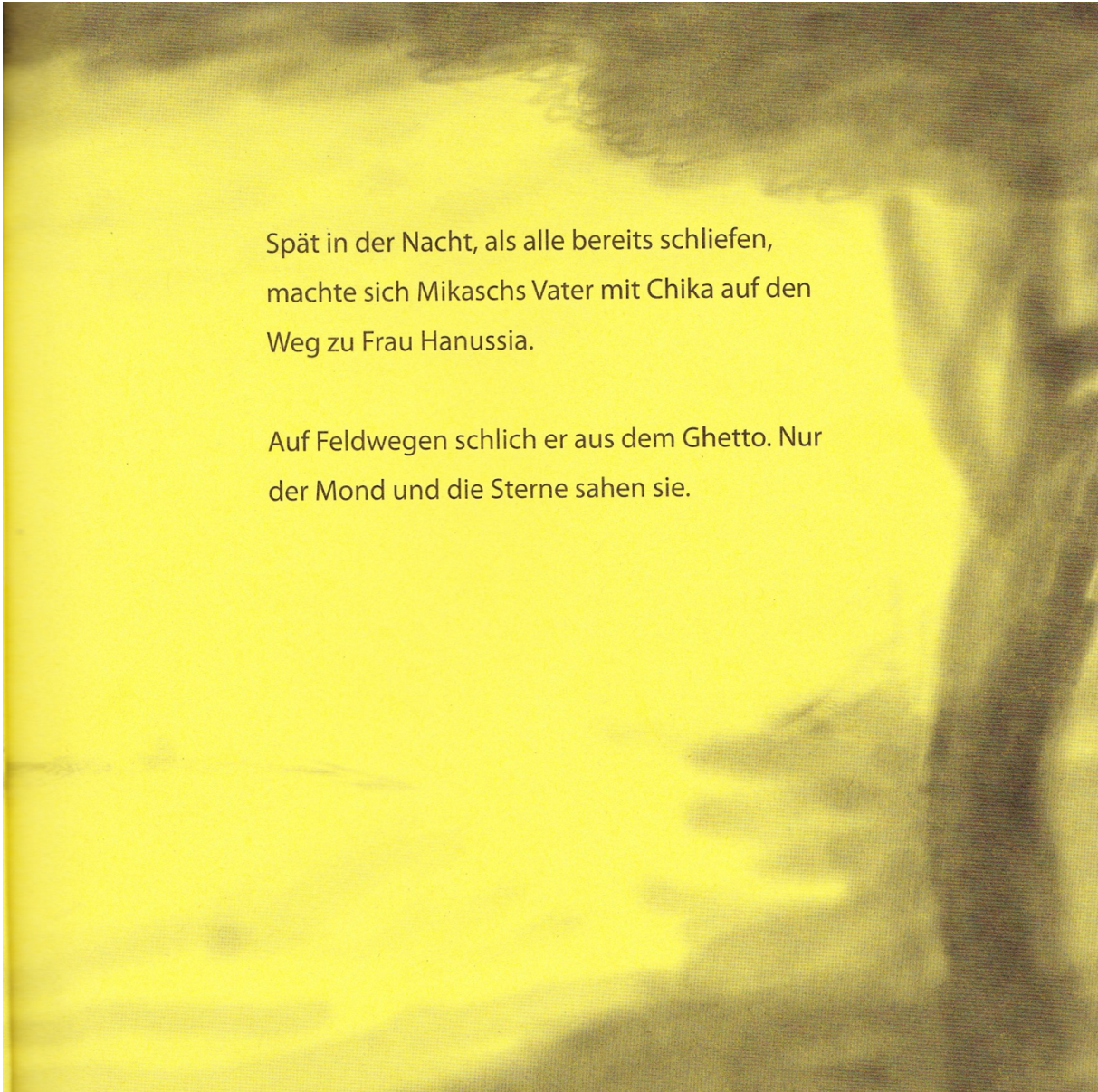
„Wir müssen überlegen und rasch entscheiden, was wir tun können“, sagte der Vater.

Da fiel ihm etwas ein: „Wie wäre es mit Frau Hanussia? Sie ist keine Jüdin und wohnt nicht im Ghetto. Sie kennt Mikasch seit seiner Geburt und sie kennt auch Chika. Wir werden sie bitten, für Chika zu sorgen; vielleicht stimmt sie zu.“



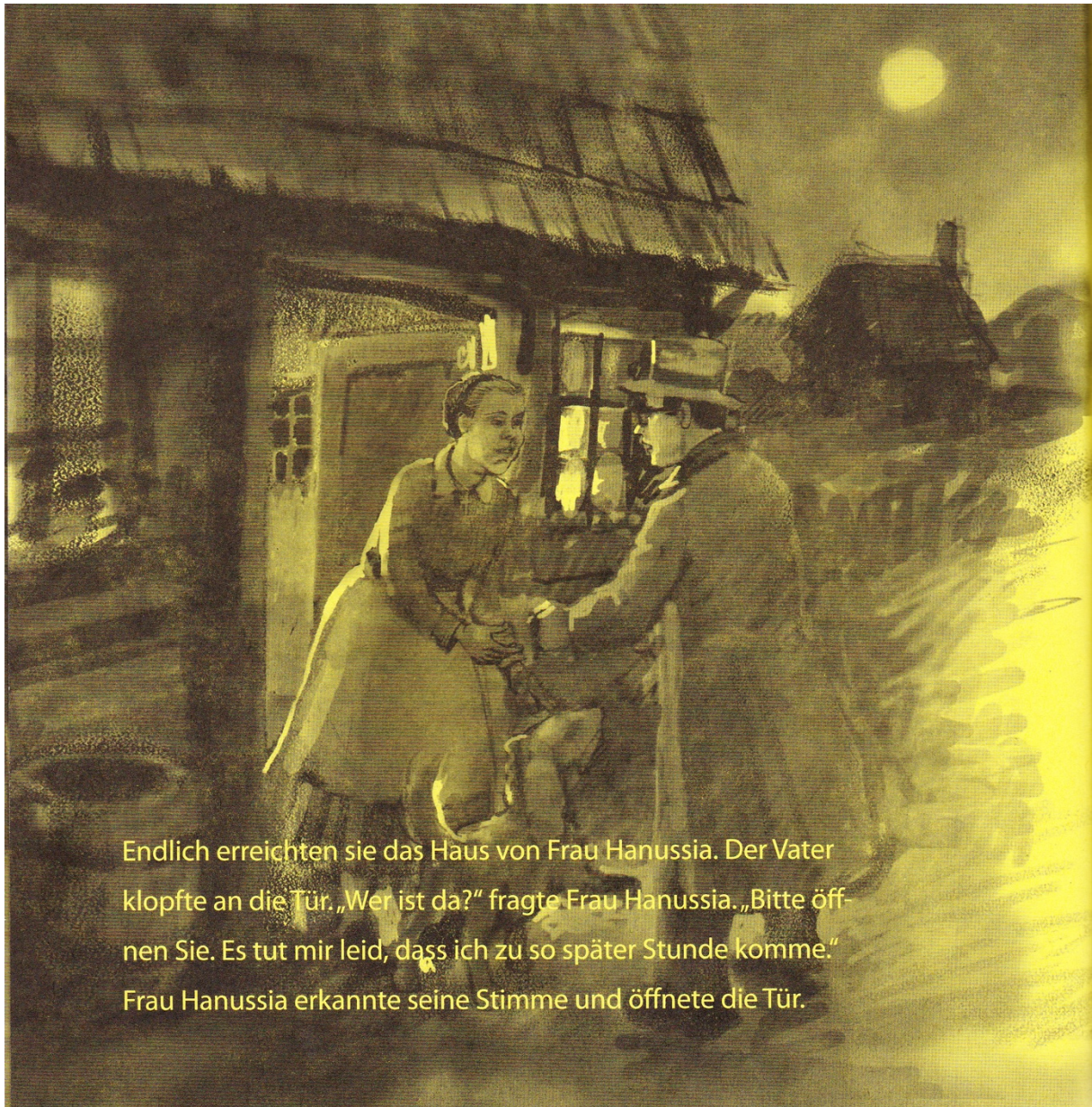






Spät in der Nacht, als alle bereits schliefen,
machte sich Mikaschs Vater mit Chika auf den
Weg zu Frau Hanussia.

Auf Feldwegen schlich er aus dem Ghetto. Nur
der Mond und die Sterne sahen sie.



Endlich erreichten sie das Haus von Frau Hanussia. Der Vater klopfte an die Tür. „Wer ist da?“ fragte Frau Hanussia. „Bitte öffnen Sie. Es tut mir leid, dass ich zu so später Stunde komme.“ Frau Hanussia erkannte seine Stimme und öffnete die Tür.

„Guten Abend, Frau Hanussia. Die Nazis haben befohlen, alle Hunde bis morgen drei Uhr auf den Platz vor der Polizeistation zu bringen. Mikasch will Chika nicht weggeben. Wären Sie vielleicht bereit, das Hündchen in Ihrem Hause bis zum Kriegsende aufzunehmen?“

Frau Hanussia erinnerte sich gut an Chika, da sie Mikasch als kleines Kind betreut hatte. Als sie nun in die traurigen Augen der Hündin blickte, sagte sie: „Wir haben zwar nicht genug zu essen, aber wir werden das Wenige mir ihr teilen.“ Und sogleich gab sie Chika ein Schüsselchen mit Wasser und Milch.

Mikaschs Vater war tief gerührt und sagte: „Vielen, vielen Dank, Frau Hanussia. Wie werde ich Ihnen Ihre Güte jemals vergelten können?“ Dann verabschiedete er sich von ihr mit einem herzlichen Händedruck, streichelte Chika ein letztes Mal und ging.



Als Mikasch am nächsten Morgen erwachte,
war es ungewohnt still um ihn.

„Wo ist Chika?“ fragte er ängstlich.

„Hat Frau Hanussia sie aufgenommen?“

Mikaschs Vater setzte sich auf das Bett des Jungen
und erzählte ihm, was in der Nacht geschehen war.

„Es ist so traurig, so furchtbar traurig, dass Chika
nicht bei uns leben darf“, sagte Mikasch
und brach wieder in Tränen aus.

Ein ruhiger Sonntag und Montag vergingen. Am Dienstag klopfte es wieder an die Tür. „Wer ist da?“
Keine Antwort!
Vielleicht war es wieder ein Soldat, ein Nazi?

Es klopfte erneut, schwächer diesmal.

Mikaschs Mutter öffnete vorsichtig die Tür. Und wer sprang herein? Chika! Sie hatte sich so sehr nach Mikasch geseht. Ganz allein hatte sie über die Feldwege zu ihrem besten Freund zurückgefunden. Sie wedelte so heftig mit dem Schwanz, dass ihr ganzer Körper zitterte, und sprang vor Freude immer wieder an Mikasch hoch. Mikasch war glücklich – was für eine treue Hündin er doch hatte!

Aber – Mutter, Vater und auch Mikasch wussten, dass es zu gefährlich war, die Hündin im Ghetto zu behalten.





Noch in derselben Nacht, als alle schliefen, machte sich der Vater mit Chika erneut auf den Weg zu Frau Hanussia. Auch diesmal sah sie niemand; nur der Mond und die Sterne begleiteten sie auf ihrem Weg.

Von nun an passte Frau Hanussia gut auf Chika auf, so dass das Hündchen nicht mehr weglaufen und seinen Freund im Ghetto besuchen konnte.

„Wann ist der Krieg zu Ende?“, fragte Mikasch. Das wusste niemand. Jeden Tag wiederholte Mikasch seine Frage:

„Wann wird der Krieg zu Ende sein?“

„Man weiß nur, wann ein Krieg beginnt. Wann er zu Ende ist, weiß man nie“, antwortete die Mutter.



Eines Nachts klopfte es wieder an der Wohnungstür. Der Vater erwachte. Wer konnte das sein? Vielleicht Chika?

Er schlich auf Zehenspitzen zur Tür. Als er durch das Guckloch schaute, erschrak er. Ein Soldat in Uniform, ein Nazi! „Machen Sie sofort auf“, schrie der.

Da öffnete der Vater die Tür. „In einer Stunde haben sich alle Ghettobewohner auf dem Platz vor der Polizeistation einzufinden!“, brüllte der Nazi.

Mikaschs Vater weckte seine Frau und erzählte ihr von dem neuen Befehl. Beide hatten schon davon gehört, dass die Nazis die Juden zusammentrieben und in Konzentrationslager verschleppten.

Was tun? Sie mussten gleich eine Entscheidung treffen.

Sie hatten schon ein Versteck vorbereitet, in dem sie sich bei Gefahr verbergen konnten. Sie weckten Mikasch, nahmen ihn an die Hand und gingen in ihr Versteck. Dort verbargen sie sich bis Kriegsende.

„Ein Glück, dass Chika nicht bei uns ist“, dachten Vater und Mutter. Sie würde durch ihr Bellen das Versteck verraten. Mikasch dachte nicht so. Er sehnte sich sehr nach seiner kleinen Hündin.

Es vergingen viele Tage und Nächte. Eines Morgens, ganz früh, hörten sie den gewaltigen Lärm von Fahrzeugen, die draußen vorbeifuhren. „Was kann das sein? Lastwagen? Autobusse?“, fragten sich Mutter und Vater. Sie spähten durch einen Spalt in der Holzwand ihres Verstecks.

Draußen donnerten schwere Panzer vorbei, eine lange Kolonne. „Was sind das wohl für Panzer?“, fragten sie einander.

Da drangen Klänge von Musik und Gesang zu ihnen und sie hörten ein wohlbekanntes Lied – in russischer Sprache.

„Wo sind die Nazis geblieben? Man sieht keinen von ihnen“, sagte die Mutter. „Haben die Soldaten der Roten Armee sie gefangen oder davon gejagt? Ist der Krieg nun zu Ende, wirklich zu Ende?“ Es war kaum zu glauben! Wie lange hatten sie auf diesen Tag gewartet! Ihr Jubel war grenzenlos.





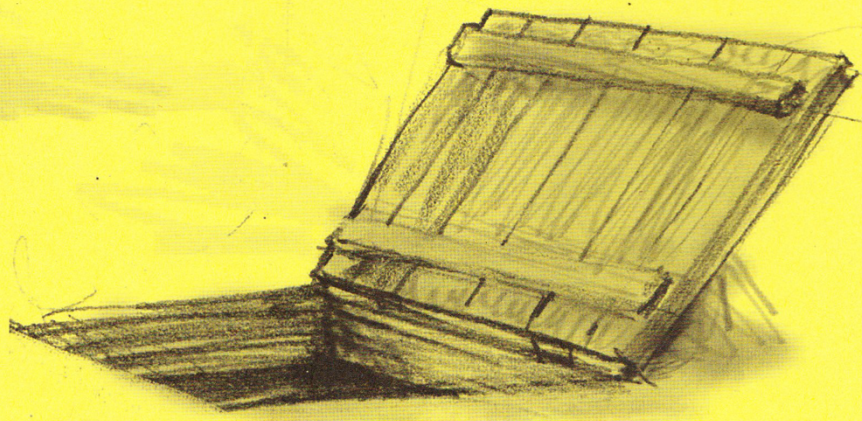


Und Mikasch? Er schlief tief und fest und hatte von dem ganzen Lärm nichts mitbekommen. So wusste er noch nicht, dass der Krieg zu Ende war.

Plötzlich fühlte Mikasch, dass jemand seine Schulter berührte und ihn rüttelte – es war seine Mutter.

„Steh auf, steh rasch auf, Mikasch!“, rief sie. „Der Krieg ist zu Ende! Wir können unser Versteck verlassen!“

Vater, Mutter und Mikasch umarmten und küssten einander und tanzten voller Freude im Zimmer herum.



Auch Frau Hanussia freute sich sehr, dass der Krieg zu Ende war. Sie öffnete ihre Tür. Und wer sprang hinaus? Chika!

So schnell sie ihre kurzen Beinchen trugen, lief Chika zu ihrem Mikasch. Dabei flatterten ihre Schlappohren wie Fähnchen um ihren Kopf; und sie bellte und bellte, als wollte sie rufen: „Mikasch, ich komme!“

Schon von weitem hörte der seine Freundin und rannte ihr entgegen. Und er dachte: „Wie klug ist meine Hündin! Und wie treu!“





Batsheva Dagan

Batsheva Dagan wurde am 8. September 1925 in der polnischen Stadt Łódz als achtens von neun Kindern geboren. Aus dem Ghetto Radom, in das die Nazis die Juden gebracht hatten, konnte sie mit gefälschten Papieren nach Deutschland fliehen. In Schwerin arbeitete sie als Dienstmädchen. Dort wurde sie 1943 verraten und verhaftet. Sie war in sechs Gefängnissen inhaftiert und wurde schließlich nach Auschwitz deportiert. Im Januar 1945, als sich die Rote Armee dem Lager näherte, verschleppte die SS sie in das Konzentrationslager Ravensbrück und in das Arbeitslager Malchow in Mecklenburg.

Nach der Befreiung im Mai 1945 ging sie erst nach Belgien und dann nach Eretz Israel. Ihre Eltern und fünf ihrer Geschwister waren von den Nationalsozialisten umgebracht worden.

Batsheva Dagan ist Psychologin, Pädagogin und Autorin. Sie entwickelte eine psycho-pädagogische Methode, die Kindern das Thema Holocaust vermitteln hilft.

Ihre Bücher sind auf Hebräisch, Polnisch, Russisch, Englisch und Deutsch erschienen; darunter „Was geschah in der Shoah? Eine Geschichte in Reimen für Kinder, die es wissen wollen“ (Jerusalem 1991) und „Heute weinte mir die Sirene“ (Jerusalem 2003). In Deutschland veröffentlichte sie den Gedichtband „Gesegnet sei die Phantasie – verflucht sei sie! Erinnerungen von Dort“ (Metropol-Verlag 2005) und „Wenn Sterne sprechen könnten“ (Metropol-Verlag 2007).

ISBN 978-3-9812358-1-4

Mikasch ist fünf Jahre alt und liebt alle Tiere. Und am meisten liebt er seine Hündin Chika.

Zusammen mit seinen Eltern lebt er in einer kleinen Wohnung im Ghetto in Polen. Eines Tages klopft ein deutscher Soldat an der Tür und befiehlt, die Hündin bei der Polizeistation abzugeben. Wird es Mikasch und seinen Eltern gelingen, Chika zu retten?

Auf beeindruckend schlichte Art und Weise erzählt die Autorin, wie es war, als junge jüdische Familie unter Gewaltherrschaft und Repression zu leben.